

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 39 — Sonntag, den 26. September 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Was uns der Stelzenbaum erzählt

Hoch oben im sächsischen Gebirge steht der Stelzenbaum. Der erste Herbststurm schüttelte seine Krone. Als ich dem Liede des Sturmes in seiner Krone lauschte, erfuhr ich von ihm die Geschichte. Unsere Leser mögen hier erfahren, was er uns erzählt hat. „Als die Hussiten in Sachsen raubten, sengten und mordeten, überzogen grausame Scharen derselben auch das Vogtland und wüteten allda auf eine schreckenerregende Weise. Die fliehenden Vogtländer trieben ihre Herden tief in die Wälder hinein, verbargen ihre Habe in Kellern und Gruben und suchten Verstecke auf Bergen und hinter Felsen. Auch nach dem Dorfe **S t e l z e n**, das auf reußischem Gebiete liegt und dessen Wirtshaus nur zu Sachsen gehört, kamen Einzelne von den wilden Horden und späheten nicht bloß nach Beute, sondern auch nach jungen, kräftigen Männern, um diese mit sich fortzuschleppen und zu allerhand Kriegsleistungen zu zwingen. Während die Hussiten in dem menschenleeren Dorfe umherjagten, sah einer derselben einen jungen Vogtländer über die Mauer seines Gartens setzen. Der Barbar machte die andern Hussiten auf den schönen, kräftigen Flüchtling aufmerksam; es ging nun an ein Nachsehen und eine wahre Menschenjagd begann. Dem Vogtländer gaben



aber Jugendkraft und Angst Flügel und er gelangte glücklich nach dem nahen Walde, in welchem er sich möglichst sicher verbarg. Seine Verfolger suchten lange nach ihm, fanden ihn jedoch nicht und wollten eben im Aerger über den ent schlüpften Fang nach dem Dorfe zurückgehen, da hörten sie in einiger Entfernung Schafe blöken. Sie liefen nach dem Punkte hin, woher die Tierstimmen gekommen waren und erreichten bald eine Waldwiese, auf welcher ein alter Hirt, der sich mit zitternden Händen auf seinen Stab stützte, seine Herde weidete. Die Hussiten hatten den Greis kaum erblickt, da stürmten sie wild auf ihn ein und forderten von ihm, daß er an geben sollte, wohin der junge Bursch geflohen sei. Der alte Mann sah die wilden Männer bestürzt an und erklärte, er habe keinen Menschen zu sehen bekommen. Dies wollten die Hussiten nicht glauben, sie nahmen

vielmehr an, daß der Hirt im Einverständnisse mit dem jungen Vogtländer sei und dessen Versteck absichtlich verschweige. Unbarmherzig fielen sie über den armen Greis her, schlugen ihn, drohten, ihm die Zunge auszureißen und Hände und Füße zu verstümmeln, und schrieten: „Gesteh, Alter, oder Du bist des Todes!“ Der Hirt entgegnete ruhig: „Wie kann ich sagen, was

ich selbst nicht weiß?“ „Gesteh!“ brüllten die wütenden Feinde wiederholt, faßten den bebenden Mann an der Kehle, würgten ihn und warfen ihn auf die Erde nieder. — Der Unglückliche blutete von den Faustschlägen der Unmenschen; er hob die dürrten Hände empor und beteuerte: „Wahrlich, ich habe den Jüngling nicht gesehen! Laßt ab von mir; Ihr quält einen Schuldlosen!“ „Schuldlos?“ rief einer der Hussiten mit grinsender Gebärde und fügte hinzu: „Stecht ihm die roten Augen aus, denn er ist kein Hirt, er ist der Jüngling selbst und hat nur die Gestalt eines alten Mannes angenommen!“ Der Hirt bat nochmals: „Laßt mich los! Ich bin kein Zauberer, wie Ihr meint; ich habe stets nur Gott dem Herrn gedient!“ — Darauf richtete er sich empor und griff nach seinem Stabe. „Haltet ihn fest“, kreischte eine rohe Hussitenstimme, „er entflieht durch die Lüfte! — Tod und Verderben dem Zauberer!“ „Ja, hinweg mit ihm!“ schrieten die Andern, packten ihn an und schleppten ihn hinauf nach einer nahen Höhe, um ihn dort an einem Baume aufzuhängen. Auf der Höhe angekommen, beteuerte der ehrwürdige Alte nochmals seine Unschuld, erfaßte seinen dürrten, rindenlosen Hirtenstab, stieß ihn in die Erde und rief: „Ich hab' mein Leben lang nur Gott den Allmächtigen geehrt und mit dem Bösen nichts gemein gehabt, hab' Euch auch nicht belogen! — So wahr mein alter Stab, den ich jetzt in die Erde stoße, binnen dreien Tagen grünende Zweige treiben wird, so wahr ist es, daß Ihr in mir einen Unschuldigen foltert und tötet!“ Diese Worte rührten aber die Herzen der mordsüchtigen Hussiten nicht im Geringsten; sie verhöhnten vielmehr den Greis noch auf vielfache Weise, warfen ihm dann eine Schlinge um den Hals und erschossen ihn an einem starken Baumaste. Nach wenigen Minuten hatte der redliche Hirt aus- gelitten. Was er aber vor seinem Tode gesagt hatte, ging wirklich in Erfüllung. Sein in die Erde gestoßener Stab begann nach drei Tagen zu grünen, trieb Knospen, Zweige und Aeste aus, wuchs in kurzer Zeit zu einem kräftigen Baume empor und trug eine schöne Blätterkrone. Die Aeste des Baumes griffen jedoch nicht nach den Wolken hinauf, sondern senkten sich trauernd zur Erde nieder, denn der alte Hirt hatte seinen Stab umgekehrt in die Erde gesteckt. Die Mörder desselben entflohen aus der Gegend von Stelzen, da sie hörten, daß die Einwohner des Ortes sich mit Sensen, Gabeln und Negten bewaffneten, um an der grausamen Horde den Tod ihres greisen Hirtens zu rächen.

Der Baum bei Stelzen, kurzweg der Stelzenbaum genannt, blieb viele Jahre lang für das Vogtland ein Mirakel. Mit seinen Blüten und Zweigen vertrieben die alten Vogtländer viele Schmerzen und Krankheiten, in seiner Krone hielten sich oft fremde, goldschimmernde Vögel auf, aus seinem Gipfel erklangen seltsame, zauberische Töne, und unter seinem Schatten linderten sich Kummer und mancherlei Herzweh. Wer zu gewissen Stunden und Tagen auf seinen Wurzeln ruhte und schlief, wurde von beglückenden Träumen umfungen, oder zur Begeist- erung hingerissen. — Zu welcher Holzart der Stelzenbaum eigent- lich gehörte, das wußte kein Vogtländer zu enträtseln.

Auch nach dem Schlusse des dreißigjährigen Krieges grünte der Baum noch fort, doch seine Wunderkraft schien nach der Mei- nung des Volkes sich verloren zu haben. Nur ein Bewohner von Stelzen glaubte noch an die außerordentlichen Kräfte des Bau- mes; er hieß Christoph. Derselbe war schon ein ziemlich

bejahrter Mann. Er nährte sich von seinem Ackerwerke und war vollständig zufrieden, wenn er so viel Körnerfrüchte erbaute, als er für sich, für sein Weib und für seine Kinder bedurfte. Kam nun aber einmal ein unfruchtbares Jahr, dann sah es um Chri- stoph sehr schlimm aus, da kamen wohl auch Hungertage. Doch dies störte ihn nur wenig; er behielt bei aller Not ein fröhliches Herz und sprach: „Immerhin! Wer Gutes genießt, muß auch einmal Böses hinnehmen!“ — Damit waren freilich die Gattin und die Kinder des Christoph nicht allemal einverstanden, denn Hunger tat schon damals weh. Der Mann blieb jedoch bei seiner Meinung und dabei erhielt er sich den heitern Sinn, der ihm das Leid erträglich machte.

Seine Nachbarn hielten ihn für einen Narren und zwar aus dem Grunde, weil er bei allen trüben Ereignissen immer nur von den möglichen günstigen Folgen redete, weil er behauptete, er selbst werde noch einmal reich und glücklich werden und weil er noch an die Wunderkraft des Stelzenbaumes glaubte, unter dessen Zweigen er gar seltsame und rätselhafte Dinge gesehen, ge- hört und geträumt haben wollte.

Daher kam es auch, daß man ihn den Stelzen- oder auch Traum- Christoph nannte. Träume waren ihm überhaupt sehr wichtig, vor- züglich solche, die er dreimal hin- tereinander träumte, denn diese, meinte er, träfen sicher ein. Als nun der dreißigjährige Krieg zu Ende war und es in dem verwü- steten armen Vogtlande an Elend und Jammer nicht fehlte, da trat der Mangel auch im Hause Chri- stophs äußerst hart auf. Zu den durch die schrecklichen Drangsale des Krieges herbeigeführten schwe- ren Sorgen kam noch ein Jahr des Mißwachses und die Not stieg dermaßen, daß selbst Stelzen-Chri- stoph die lang bewahrte Heiterkeit fast verlor. Seine Frau hielt sei- nen scheinbaren Gleichmut für unbegrenzten Leichtsinn und zeigte deshalb nicht selten sehr üble Laune. Je mehr nun das Weib

Abendruhe

Reise senkt sich das Dunkel hernieder,
Der Vöglein Gesang verstummet wieder.
Die Blüten schließen die Kelche zu —
Wie herrlich ist so eine Abendruh'.
Die Sternlein fangen an zu flimmern —
Durch Wolken sieht man den Mond schon schimmern.
Und diese Stille empfinden ich und Du
Und dankbar genießen wir die Abendruh'.
Da zieht es mächtig meinen Sinn
Zu dem großen Herrn der Schöpfung hin.
Wie allweise und gut muß der Ewige sein,
Daß Er erschuf alles so herrlich und fein.
Den Tag des Schaffens und Sonne, die lacht —
Und am Abend die Ruhe — die stille Nacht.
Und ewig leuchtet das Licht seiner Sterne
Dem gottnahen Menschen und dem, der noch ferne.
Ich aber will für so viel Gottestreu
Mein Herz ihm schenken wieder aufs Neue.

Jrmgard Burkert-Sacher.

beim öftern Schelten und Schmähren in zornige Aufregung geriet, desto ruhiger suchte sich Christoph zu halten; er antwortete in der Regel: „Angst und Sorge macht die Zeiten nicht besser; drum immerhin! Wer Gutes genießt, muß auch einmal Böses hinnehmen!“ — Dieses Zauberwort wirkte nach und nach auch auf die Frau beruhigend ein, daher dieselbe bald schweigsamer und geduldiger wurde und sich bemühte, die Leiden des Lebens immer mehr nach Art ihres Mannes aufzufassen. Einst ver- ging ihr aber doch das letzte Fünkchen Mut, denn sie war auf dem Boden gewesen und hatte mit Schrecken bemerkt, daß alle Körner- und Mehlvorräte fast ganz aufgezehrt waren und das Wenige, was noch vorhanden war, wohl kaum noch auf einige Wochen reichen würde. Unter Tränen teilte sie dem Christoph ihre traurige Entdeckung mit, indem sie ihm bewies, daß sie, ehe die Ernte käme, doch eigentlich noch einen Vorrat auf mindestens drei Monate haben mußten.

„s ist schlimm, doch immerhin!“ rief Christoph achselzuckend und verließ sein Haus, um draußen unter freiem Himmel seine etwas gestörte Ruhe wieder zu gewinnen. Er wanderte vor- wärts, ohne eigentlich selbst zu wissen, wohin, und kam bald auf der Höhe an, wo der Stelzenbaum stand. Unter ihm ließ er sich auf einer emporstehenden Wurzel nieder und schaute hinaus in die weite Welt. Sein Herz wurde ihm plötzlich viel leichter; der kleine Sorgenanfall war vorüber. Beim Blicke in die Ferne kamen ihm mancherlei Hoffnungen für die künftigen Tage in den Sinn, denn seine Einbildungskraft zauberte ihm beglückende Bilder vor. Er fühlte sich bald müde und schlief auf derselben

Wurzel ein, auf welcher er sich oft schon der wohlthuenden Ruhe und verschiedenen beseligenden Träumen überlassen hatte. Durch diese Träume war ihm eben der feste Glaube an eine schönere Zukunft geworden, welcher ihn selbst in trüben Lebenslagen nicht wankend werden ließ. Christoph träumte wieder, — träumte recht süß von flimmernden Edelsteinen, von goldenen Kronen, von glänzenden Perlen und von vergrabenen Schätzen. Im Traume sah er prächtige Vögel auf dem Stelzenbaume nisten, die schöne Pieder sangen und goldne Eier legten, während ihm sich Engelsgestalten naheten und vor seinen Füßen das Füllhorn des Reichthums entleerten. Zuletzt erschien dem Christoph in seinem Traume noch ein alter Hirt, der winkte ihm mit seinem Stabe, zeigte dann ins Bayernland hinein und sprach:

„Auf der Regensburger Brück' findest Du das wahre Glück!“ —

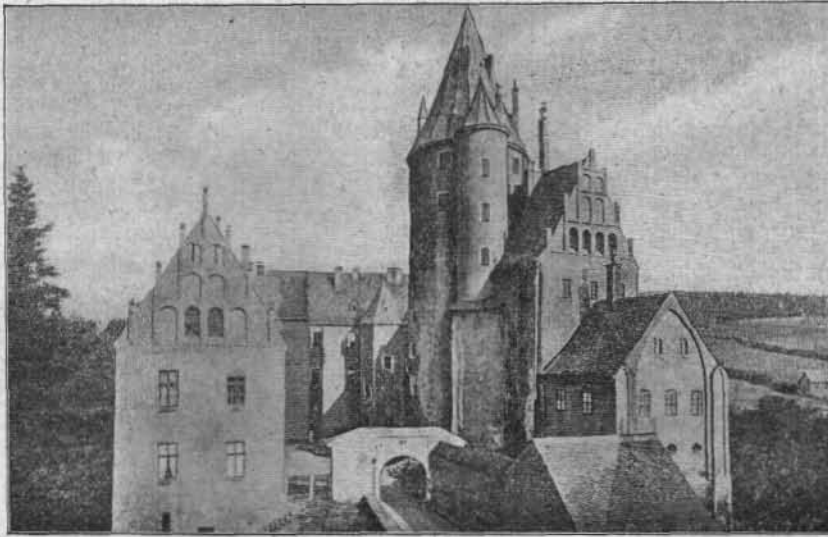
Der Hirt verschwand und Christoph erwachte. So lebhaft hatte er unter dem Stelzenbaume noch nicht geträumt. Er ging vergnügt hinweg und kam ungewöhnlich heiter nach Hause. Sein Weib sah grämlicher, als zuvor. — „Sei ruhig, Frau,“ rief er, „wirft bald nicht mehr zu sorgen brauchen, denn ich weiß nun den Weg zu unserm Glück!“ „Hast ihn lange schon finden wollen und nicht gefunden!“ maulte die Frau und fügte hinzu: „Schaffe nur bald Rat, sonst schlägt uns die Not über dem Kopfe zusammen!“ „Immerhin!“ entgegnete der Traum-Christoph heiter und verließ das Haus, um nach der Dorfschänke zu gehen, wo sich auf sächsischem Boden die reußischen Bauern aus Stelzen oft einfanden. Kaum war der Träumer in die Mitte derselben getreten, da riefen die Nachbarn: „Nun, Stelzen-Christoph, wo bleibst Du so lange? Hast du wieder in die Zukunft gesehen? Meinst ja, das Glück müsse alle Tage kommen, und doch wird die Not täglich größer!“ „Desto näher sind die guten Zeiten!“ perfekte Christoph laut auflachend, fügte aber etwas ernster hinzu: „Immerhin! Die Not wird auch vergehen; wer aber ohne Vertrauen ist, der verdient kein glückliches Los!“ In dieser Unterhielt sich die Stelzner noch eine längere Zeit, dann sprachen sie vom Kriege und seinen Schrecken, von der Landesnot von der Teuerung und von andern Plagen, hernach redeten sie von den Mitteln, durch welche dem allgemeinen Jammer vielleicht abgeholfen werden könnte, und zuletzt gingen sie auseinander, ohne einen glücklichen Gedanken herausgefunden zu haben. „Da habt Ihr's“, meinte Christoph scherzend, „Ihr habt nun lange zu Rade gefressen und doch gar nichts ausgemacht! — Immerhin! Ihr werdet's nicht ändern, wenn's eine andre Nacht

nicht tut!“ Daheim fand Christoph keine freundlichen Gesichter daher er bald sein Lager aufsuchte und einschlief. In den ersten Morgenstunden träumte er wieder und zwar ganz dasselbe, was er Tags vorher unter dem Wunderbaume geträumt hatte. Der Morgen dämmerte. Christoph stand auf und ging an sein Tagewerk. Gegen Abend empfand er einen unwiderstehlichen Drang, nach dem Stelzenbaume zu gehen und von der Höhe aus in die Ferne zu schauen. Gern folgte er dem Drange. Er bestieg den freundlichen Hügel, setzte sich auf sein oft benutztes Ruheplätzchen, fühlte sich abermals zu Lust und Freude erhoben, schlummerte darauf ein und träumte zum dritten Male den bezaubernden Traum, in welchem zum Beschluß auch der greise Hirt wieder erschien und noch lebhafter nach dem Bayernlande hinwies, indem er sprach:

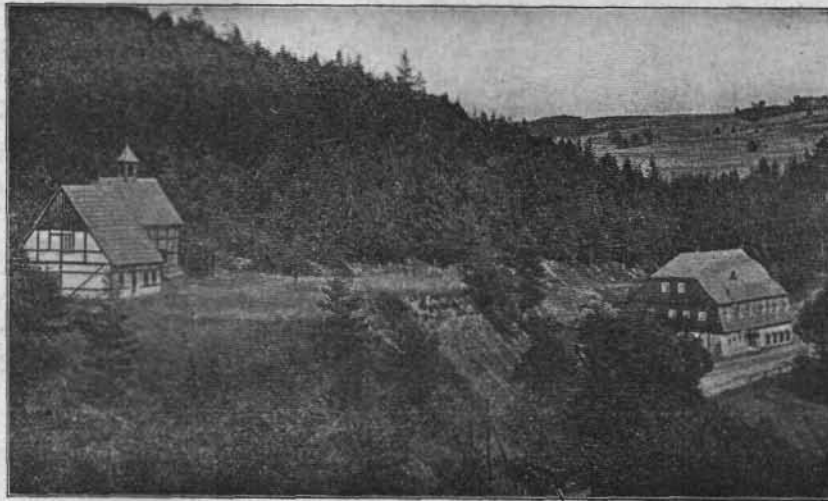
„Nach der Regensburger Brück' richte eilig Deinen Blick. Suche dort, — dort blüht Dein Glück — kehrt als reicher Mann zurück!“

Ein solcher Traum, dreimal geträumt, hatte für den Traum-Christoph den Wert der sichersten Prophezeiung. — Christoph ging nach Hause, schnürte sein Reisebündel, besuchte jedoch die Schänke nicht, sondern legte sich zeitig nieder, um recht früh zu erwachen. Seiner Frau hatte er schon mitgeteilt, daß er am nächsten Morgen eine längere Reise antreten und auf derselben sicher sein Glück machen werde. Die Frau ließ dem Manne seinen Willen und sprach: „Nun denn, immerhin! Bleib' nicht lang außen und komm' auch glücklich wieder heim!“ Am andern Tage lagen in Stelzen alle Einwohner noch im tiefen Schlafe. Nur Christoph war schon wach. Er machte sich nach dem ersten Hahnenschrei reisefertig, nahm seinen Stab und sein Bündel, empfahl

Weib und Kinder dem Schutze des Himmels, schlich unbemerkt zum Hause hinaus und schritt auf mondheller Straße rüstig und wohlgenut seinem „gelobten Lande Bayern“ zu. Als die Sonne emporstieg, hatte der fröhliche Wanderer sein Dorf und den Stelzenbaum längst im Rücken. Bald kam er in Gegenden, die ihm ganz fremd waren, und da sah er denn viel Neues und Schönes, was ihn unterhielt und seine heitre Stimmung noch erhöhte. Die Städtchen und Dörfer, die Berge und Täler lagen im Frühlingschmucke lieblich hingestreckt; die Menschen in Bayern zeigten sich gegen den Fremden zuvorkommend und gastfreundschaftlich und es war für den Christoph eine wahre Lust, so frisch und munter in die Welt hinein zu wandern. Nach mehrtägiger Reise erreichte er endlich den Regentkreis Bayerns. Bald sah er auch



Das Schwarzenberger Schloß (Schloßeingang).



Alte Berggebäude am Grauf bei Schwarzenberg (Coffesgeschid).

die uralte Stadt Regensburg liegen. Mit klopfendem Herzen schritt er auf dieselbe zu, betrachtete die uralten Häuser der Stadt, die meist mit den Giebeln nach den Gassen schauten, ging in einigen Straßen der berühmten Reichsstadt auf und ab und kam an eine Stelle, von welcher aus er das Tal des Donautromes, in den sich der Regensfluß ergießt, recht gut überblicken konnte. Da sah er auch die große, lange Donaubrücke, auf welcher ihm sein Glück erblühen sollte. Ehe er noch eine Herberge aufsuchte, ging er nach der Brücke hin, betrachtete ihre weitgestreckten fünfzehn Bogen, betrat sie endlich selbst, blickte nach allen Seiten hin, ging auf und ab, suchte allenthalben auf dem Wagen- und Fußwege, sah den Vorübergehenden ins Gesicht, betrachtete die Reiter, Fuhrleute und Frachtwagen, verfolgte die Schiffe und Rähne mit spähenden Augen, ließ sogar die Tiere, welche die Brücke betraten, nicht unbeachtet, untersuchte alle Winkel, Löcher und Nischen und fand trotz allen Spähens nicht eine einzige Spur, die geeignet gewesen wäre, ihm einen Fingerzeig zu dem verheißenen Glücke zu geben. Niemand bekümmerte sich um ihn; fragen wollte er auch nicht und so sah er sich denn, da die Nacht einbrach, genötigt, die Brücke zu verlassen und ein Quartier aufzusuchen. Etwas kleinlaut sprach er bei sich: „Immerhin! Vielleicht morgen!“ — Er lief nun nach der Stadt und wählte dort in einer krummen, engen Gasse eine Herberge, die ihm bei seinen wenigen Reisegroschen einfach und billig erschien. Der Wirt war ein recht freundlicher, heiterer Mann. Er hatte zwar einen hinkenden Gang, aber dies störte weder seine schnellen Bewegungen, noch seine übrige Lebhaftigkeit. Er unterhielt sich mit seinem Gaste in sehr zutraulicher Weise und bestürmte ihn mit vielen Fragen. Christoph teilte offenerherzig mit, daß er ein Vogtländer aus dem Sachsenlande wäre, auch, wie er

gereift sei und was er alles gesehen und erfahren habe, aber den eigentlichen Zweck seiner Wanderung hielt er geheim. Und gerade das wollte der neugierige Wirt doch vor allem wissen. — Christoph merkte dies und war nun bei der Unterhaltung um so vorsichtiger. Er aß sein Abendbrot, das vortrefflich war, sagte dem Wirte gute Nacht und begab sich zur Ruhe. Am nächsten Morgen stand der Stelzen-Christoph sehr früh auf. Er hatte unruhig geschlafen. Der Wirt wunderte sich nicht wenig, seinen Gast schon reisefertig zu sehen, daher fragte er ihn: „Wollt Ihr Regensburg schon wieder verlassen? Ihr habt ja die Reichsstadt, eigentlich noch gar nicht genau betrachtet!“ „Immerhin,“ meinte Christoph, „wenn ich nur erst . . .“

Bald hätte er mehr gesagt, als er für gut hielt; er lenkte darum schnell ein, gab vor, einen Geschäftsweg abmachen zu müssen und eilte hinweg. — Dem hinkenden Wirte war das Benehmen des Fremdlings zu auffällig. Er hatte doch schon vielen Gästen durch Hin- und Herfragen das Herz abgekauft, aber

bei dem Vogtländer wollte es ihm doch nicht gelingen, da dieser seiner heftigen Neugier durch trostiges Verschweigen seines Reisezweckes die Waage hielt. Christoph war wieder nach der Donaubrücke gegangen, hatte sich dort stundenlang aufgehalten und noch aufmerksamere

Beobachtungen angestellt, als Tags vorher, hatte jede Mauerritze und jedes Steinlein betrachtet und doch nichts gefunden, was ihm als Glückstern erscheinen konnte. Seine Hoffnungen wollten sich mindern; ein gewisses Bangen ergriff sein Herz. „Sollten“, dachte der Traum-Christoph bei sich, „sollten die Stelzner doch recht haben, wenn sie mich für einen Narren halten? — Sollte ich umsonst die Reise gemacht haben? Nein, nein, ich hab' ja den Traum dreimal geträumt, auch ist morgen erst der dritte Tag und aller guten Dinge sind ja drei!“ — Er schlich noch bis gegen Abend auf der großen Brücke umher, dann ging er hungrig hinweg



Der Dresdener Zwinger.

und schritt etwas ernster, als er gekommen war, seinem Quartier zu. Der Wirt empfing ihn zutraulich; er fragte nach dem Verlaufe der Geschäfte, erhielt aber sehr einsilbige Antworten. Um seinen Gast gesprächiger zu machen, hinkte der Wirt in selbst-eigner Person zu ihm hin, trug ihm das Abendbrot auf und ließ sich an seiner Seite geschwätzig nieder. Er erzählte dem Christoph alle Neuigkeiten der Reichsstadt, sprach von seiner Wirt-schaft, von verschiedenen Fremdlingen, denen er im Laufe von vielen Jahren Herberge gegeben, und kam sogar zurück auf seine ersten Jugendjahre, wobei er erwähnte, daß er als Knabe so gern auf Stelzen gelaufen, dabei aber einmal gefallen und in der Folge davon lahm geblieben sei, daß er sich aus seiner Ar-mut in den Jugendjahren durch Fleiß und Klugheit bald heraus-gearbeitet und nun so viel verdient habe, daß er sorgenlos seinem Lebensabende entgegengehen könne. — Christoph verlor bei der Geschwätzigkeit des Wirtes nach und nach seine Einsilbigkeit auch. Er erzählte noch mancherlei aus seinem Leben, was der Wirt am vorigen Abend nicht zu hören bekam und fühlte sich zu die-sem mehr und mehr hingezogen. Beide rückten näher anein-an-der; der Wirt holte ein Glas Bier nach dem andern, trank dem Christoph zu und sprach, als dieser wegen seiner schwachen Kasse eine bedenkliche Bemerkung fallen ließ, lachend: „Immerhin, Freund, eßt und trinkt, so lange es Euch schmeckt; — der heutige Abend kommt nicht mit zur Zechel!“

Die Beiden saßen und tranken bis gegen Mitternacht. End-lich suchten sie das Lager auf, und als sie früh aufstanden, wußte keiner mehr sicher, was er gehört und geschwätzt hatte. Nur so viel war ihnen erinnerlich, daß sie ihres Jugendlebens gedacht hatten und dabei einander freundschaftlich näher gerückt waren.

Christoph stand am andern Morgen wieder bereit zu der geheimnissvollen Wanderung, sprach mit dem Wirt weniger ver-träulich als den Abend zuvor und erwähnte beiläufig, daß er nur noch einen Tag bei ihm verweilen dürfe; dann aber fort müße.

„Was eilt Ihr denn so sehr?“ fragte der Wirt und setzte hin-zu: „Ich dachte Eure Geschäfte würden Euch länger aufhalten.“

„Nur drei Tage!“ antwortete Christoph mit einem unter-drückten Seufzer.

„Gerade drei Tage?“ rief der Wirt etwas bestrebt und bemerkte noch dabei: „Die Drei ist eine gute Zahl, darum ist auch gewiß Euer Geschäft in Regensburg gut gegangen. Und doch will mir es scheinen, als wäret Ihr nicht mehr so heiter, wie am Tage Eurer Ankunft.“

„Das mag wahr sein! Aber . . . wenn . . .“ — meinte Christoph im Tone der Verlegenheit, hielt aber schnell die Hand vor den Mund, als wollte er zu erkennen geben, daß er etwas Unüberlegtes gesprochen habe. Der Wirt ergriff hierauf die Hand seines Gastes, schüttelte sie treuherzig und sprach: „Freund, das Wenn und Aber hat schon manchen Leuten Kopfzerbrechen ge-macht; es taugt nicht für Euch. Euch drückt etwas, ich seh' es in Euren Mienen. Kann ich Euch mit Rat und Hilfe beistehen, so entdeckt Euch mir, ich —“

„Nein,“ rief Christoph, „nein, was ich weiß, darf Niemand erfahren.“ Dabei griff er nach seinem Stabe und stürzte zur Tür hinaus. — Der Wirt schüttelte den Kopf und meinte, es könne im Kopfe des Fremden nicht ganz richtig sein. Christoph eilte wieder nach der großen Brücke, ging sinnend auf und ab, durchmaß die Brücke nach allen Seiten mit bedächtigen Schritten, hörte die Rathausglocke von Regensburg Stunde um Stunde schlagen, sah die Sonne sich wieder abwärts neigen und erfuhr über seine glückliche Zukunft ebenso wenig, als am ersten und zweiten Tage. Je tiefer die Sonne sank, desto mehr nahm der Unmut und die Verzagttheit des Traum-Christoph zu. Er sah sich nicht bloß aufs bitterste getäuscht, er hatte auch seine ganze Bar-schaft an die letzte und schönste Glückshoffnung gewendet und mußte im voraus, daß er, wenn er sich auch glücklich nach Hause betteln würde, daheim nur Hohn und Spott ertragen müße. Der sonst so heitere, lebensmutige Mann geriet in eine Art Verzweif-lung, hing sich weit über die Brückenbrüstung hinweg und blickte lange hinunter in die von der Abendsonne vergoldeten Donau-

wellen. „Ein Sprung,“ murmelte er, „ein Sprung und . . . immerhin! . . . Doch nein, . . . wer brav heißen will . . .“

Christoph wurde in dem Augenblicke, als er seine Verzweif-lung niedergekämpft hatte, durch einen kräftigen Ruck am Arme von der Brüstung weggezogen. Er erschrak fast, blickte um sich und sah neben sich seinen hinkenden Wirt stehen. Dieser war nämlich auf seinem Spaziergange zufällig nach der Donaubrücke gekommen, hatte hier seinen Gast sich weit über die Brüstung beugen sehen und ihn darauf sogleich mit nervigem Arme ge-packt, um ihn in der gefährlichen Lage vor dem Hinabstürzen zu bewahren. Der ehrliche Bayer schlug verwundert die Hände zusammen und rief aus: „Was hattet Ihr vor, Freund? Wenn Ihr den Schwindel bekamet, wäret Ihr verloren! — Uebrigens sind schon einige Vorübergehende auf Euer sonderbares Tun at-merk-sam geworden, darum wirds besser sein, wir verlassen die-sen Ort und gehen nach der andern Brücken-seite; dort steht eine Bank, auf die wollen wir uns setzen und dann Weiteres be-sprechen!“

Christoph ließ sich fast willenslos nach der bezeichneten Bank führen. Der Wirt lud ihn ein, sich niederzulassen, nahm dann neben seinem Gaste Platz und sprach teils teilnehmend, teils neu-gierig: „Hört, Vogtländer, ich habe mich eigentlich um Eure Sachen nicht zu kümmern, denn jeder hat für sich zu sorgen; aber Ihr dauert mich, weil Ihr entweder zu manchen Stunden nicht recht bei Euch seid, oder weil Euch etwas bedrückt, was Euch an den Lebensnerven zehrt!“ —

Christoph sah den Wirt auf diese Rede scharf an und dann sprach er: „Ihr scheint es gut mit mir zu meinen, Freund, darum will ich Euch mein Herzeleid offenbaren. So wisset denn, daß ich daheim dreimal geträumt habe, ich würde mein Glück auf der Regensburger Brücke finden, und dies ist der Grund, wes-halb ich hierher kam. Nun bin ich aber schon drei Tage hier umhergestreift und habe nichts gesehen und gehört, was mir als ein Fingerzeig für eine glückliche Zukunft gelten könnte. — Fragt nun aber auch nicht weiter nach dem Näheren; ich muß darüber schweigen!“

„Aha,“ lachte der Wirt, „wieder ein Träumer! Hab' schon manchen Träumer ins Unglück laufen sehen; hab' selber vielerlei schöne Traumbilder gehabt, aber nie Wert darauf gelegt. Tut das auch nicht mehr, lieber Sachse, sonst verdreht Ihr Euch selbst den Kopf und werdet zum Narren. Glaubt mir's, ich habe schon vor vielen Jahren von großen Reichtümern in Eurem Vogtlande geträumt.“

„Im Vogtlande?“ fragte Christoph gespannt.

„Ja, im Vogtlande!“ entgegnete der Wirt und setzte hin-zu: „Denkt Euch, da träumte ich vor einigen Jahren drei Nächte hintereinander, daß mein Glück in Eurem Lande blüht. Es er-schien mir im Traume ein alter Mann, der forderte mich auf, ich solle nur an die sächsische Grenze nach dem Dorfe Stelzen ziehen und dort auf einer Höhe unter dem Stelzenbaum nach-graben, da würde ich einen großen Schatz finden; ich bin aber zu Hause geblieben. Später habe ich den alten Mann oft noch im Traume gesehen und allemal hat er mir zugewinkt und gesagt:

In das Vogtland geh'
Nach Stelzen auf die Höh';
Grabe unterm Stelzenbaum
Dort erfüllet sich dein Traum!

doch ich habe mich von dem Traumbilde nicht narren und zu gro-ßen Schatzgräberreisen verleiten lassen!“

Christoph hatte die Erzählung seines Wirtes mit der höch-sten Spannung angehört. Jetzt erst merkte er, warum er von den Geistern der Träume auf die Brücke zu Regensburg geführt worden war. Hier also sollte er erst erfahren, wo er den Reich-tum suchen müsse, hier hatte er, wie er nun fest glaubte, die letzte Geduldsprobe, die ihn fast zur Verzweiflung getrieben hätte, be-stehen müssen, um dann den Weg zu seinem Glück nach dem geheimnissvollen Fingerzeig des Geschickes sicherer gehen zu können!

(Schluß folgt.)

1837

100 jähriges Schuljubiläum der Buchholzer Fröbelschule

Von Oberlehrer R. Wiedemann.

(Fortsetzung und Schluß.)

1937

In den folgenden Jahren wie auch schon früher war das Gedeihen des Schulwesens mit steten Opfern der Gemeinde an Geld und vollem Einsatz der Lehrkräfte, die sich viele Jahre mit niedrigem Gehalt bei überfüllten Klassen begnügen mußten, verknüpft. Noch im Jahre 1851 bezog der Rektor 318 Taler, die übrigen Lehrer 300, 200 und 150 Taler nebst freier Wohnung und Holzdeputat. Die Schülerzahl, die sie zu betreuen hatten, betrug damals für jeden Lehrer 150 bis 175. Da war es für das Bestehen der Schule eine Gefahr, wenn die begüterten Bürger ihre Kinder aus der Schule herausnahmen und Winkel- oder Sammelschulen gründeten, was des öfteren geschehen ist, da dadurch das Ansehen der Schule leiden mußte und die maßgebenden Kreise kein Interesse an dem Gedeihen der Schule mehr zeigten. Wiederholt sind Eingaben und Beschwerden gegen die Winkelschulen eingereicht worden, am nachdrücklichsten und ausführlichsten vom Schulvorstande unter Führung Weidauers 1843. Unter Anführung vieler Gründe suchte er die angesehensten Bürger, darunter den Stadtrichter Punschel, zu überzeugen von den Nachteilen der besonderen Beschulung für die allgemeine Schule, aber auch für ihre Kinder selbst. In Privatschulen hätten sich oft Schäden gezeigt, als da sind Dünkel, Stolz, Ueberheblichkeit, Teilnahmslosigkeit gegenüber niederen Ständen, Vorurteile, Mangel an Wetteifer und dergleichen mehr.

Weidauer weist darauf hin, daß B. hohe, lichtvolle, geräumige, gesunde, heizbare Lehrzimmer besitze, in denen ein Collegium von 4 Männern unterrichtet, die den Ruhm der Wissenschaftlichkeit, Lehrgewandtheit, eifrigster Tätigkeit, unbescholtenen Wandels besitzen, wie man ihn wohl nicht oft im Lande von diesem Werte vereinigt findet. Weidauer erklärt, daß nicht nur die überall geforderten Lehrgegenstände, sondern auch jene Disziplinen, die einer höheren Bürgerschule angehören, unterrichtet werden, daß die Buchholzer Schule die strengste Prüfung nicht zu scheuen brauche. Leider war dies Abstraten wie schon in anderen Jahren vergeblich. Durch diese Sammelschulen war auch die Gründung einer sogenannten Selekte erschwert. 1844—1850 hat eine solche Klasse bestanden, in der man zufällig Unterricht erteilt in Stilistik, Realien, Geometrie, Lateinisch oder Französisch. Durch mangelnde Beteiligung konnte sie nicht länger aufrecht erhalten werden. Mit dem geistigen Fortschritt der Zeit entstand ein verschiedenes Bildungsbedürfnis je nach der Begabung, nach dem Stand, aus dem die Kinder hervorgehen und in dem sie hineinwachsen sollen. Um dem Rechnung zu tragen, hat man sich in Buchholz vielfach bemüht. Aus diesem Bestreben ist die Gründung der 1. Bürgerschule 1857 entstanden. Es war dies die wichtigste Neuordnung in unserm Schulwesen, die nach 50 Jahren auf Veranlassung von Schuldirektor Bartisch, wenige Monate vor seiner Ernennung zum Kgl. Bezirksschulinspektor, 1906 in glänzender Weise gefeiert worden ist. Neben die gewöhnlichen Schulverhältnisse, die in der 2. Abteilung, 2. Bürgerschule genannt, weiter bestanden, und die in 9 Knaben- und Mädchenklassen 636 Kinder umfaßte, trat eine 1. gehobene Abteilung, die in 3 gemischten Klassen 144 Kinder enthielt. Diese Klassen sollten höheren Zielen zugeführt werden und hatten größere Stundenzahlen, z. B. in Deutsch, Geschichte, Geographie, Naturkunde, dazu französischen Unterricht, Zeichnen und Geometrie für die Knaben. Freilich zahlten die Eltern für die 1. Abteilung das doppelte Schulgeld, 3, 2½, 2 Neugroschen wöchentlich.

Bei steigendem allgemeinen Wohlstande, bei wachsender Schülerzahl wurde seitdem die Buchholzer Schule nach den verschiedensten Richtungen hin ausgebaut. Von 3 Lehrern 1838 und über 4½ Hundert Kindern wuchs die Schule 1914 auf 30 Lehrkräfte und 1542 Kinder in 37 Klassen, dazu eine Fortbildungsschule mit 177 Schülern in 8 Klassen und 41 Schülerinnen, die die Mädchenfortbildungsschule freiwillig besuchten. Die Gesamtstundenzahl aller Unterrichtsstunden betrug 921 wöchentlich. Jetzt haben wir 23 Lehrer, 26 Klassen, 871 Kinder. Die Fortbildungsschule ist eine selbstständige Anstalt in einem neuen Gebäude geworden. In der alten Schule, unserer Jubilarin, konnten durch Umwandlung von Lehrerwohnungen in Klassenzimmer

und durch 2maligen Aufbau, 1846 und 1864 nach und nach 17 Klassenräume geschaffen werden, bis sich 1883 der Neubau der Pestalozzi-Schule notwendig machte, die 1898 einen Anbau erhielt. Wiederum waren 15 neue Lehrzimmer geschaffen, darunter etliche Kombinationszimmer, und ein Zeichen- und Festsaal 1864 zum Aufbau der Fröbel-Schule wurde ein Darlehen von 4000 Tlr. aufgenommen, das in 24 Jahren durch eine besondere Schulumlage zu tilgen war. 1883, zum Neubau der Pestalozzi-Schule, nahm die Stadt eine Anleihe von 80 000 M. auf. Der Erweiterungsbau kostete wohl 61 000 M., 9000 M. und 4000 M. Zuschuß hat B. vom Ministerium erhalten zum Neubau und Anbau der Pestalozzi-Schule. Das Jahr 1910 bescherte uns die neue Doppelturnhalle, die auch architektonisch eine Zierde der Stadt darstellt und unser Stadtbild verschönt. Es wurden in Buchholz eine große Reihe Maßnahmen sozialen Ausgleichs in der Schule geschaffen, um der armen Bevölkerung ihre Erziehungspflicht zu erleichtern. War das Schulgeld für die Ärmsten der Gemeinde eine unerschwingliche Last, so suchte man ihnen damals dadurch zu helfen, daß auf Grund einer Stiftung des Kaufmann Bach die Freischule Amalienstift 1864 gegründet wurde mit 1 Lehrer und 100, später weniger Kindern. Lehrer Schlegel, später Vizerektor, hat sie Jahre lang betreut, bis sie in die Bürgerschule übernommen wurde, ebenso wie 1882 ihr Gegenpol, die letzte sogenannte Sammelschule, die höhere Privatschule für Mädchen des Direktors Dr. Maufe, deren Schülerinnen anfangs 300 M. jährlich und später 180 M. zahlten, die von Töchtern wohlhabender Kreise und deren jüngeren Brüdern bis zum 10. Lebensjahr auch aus Annaberg und anderen sächsischen und böhmischen Orten besucht wurde. Die Unterrichtsräume befanden sich am Markte in dem Frank'schen Wohn- und Geschäftshause.

Ende der 70er Jahre vorigen Jahrhunderts bestanden in B. 4 verschiedene Schulen, 1. und 2. Bürgerschule, Privatschule und Armenschule. Dazu besuchten eine Anzahl Jüngens die Annaberger Realschule. Neben dieser Amalienstiftung, deren Zinsen später für einen Kindergarten verwendet wurden, haben noch 11 weitere Stiftungen für schulische und erzieherische Zwecke der armen Bevölkerung Erleichterung verschafft. Milchtur und Sommerpflege waren seit 1891 für tränkliche und bedürftige Kinder eingerichtet. So wurden während der Sommerferien täglich 50, später bis 75 Kinder von einem Lehrer nach Neu-Amerika, später zum Weichert-Gute geführt und erhielten dort Milch und Semmel, erfreuten sich an Spielen und hatten eine Zunahme am Körpergewicht. Durch die Sommerpflege konnten jährlich etwa 1 Duzend Schulkinder mehrere Wochen lang eine Kräftigungskur genießen durch Salzäder, kräftige Kost, Ruhe, frische Luft, bis diese Einrichtung durch Verschickung ins Neudorfer Bethlehemstift und andere Heime, meist an der See, abgelöst wurde. Schon am Anfange des Bestehens, später aber unter Schuldirektor Schulze, planmäßig und grundständig, wurden brave Schüler und Schülerinnen der 2. Bürgerschule, wenn möglich, ganz in die 1. Bürgerschule übernommen, welche Maßnahme damals z. T. auf Widerstand stieß. Die beträchtlichen Unterschiede an Wochenstunden und in der Schülerzahl in den Klassen der 1. und 2. Abteilung der Schule wurden immer mehr ausgeglichen. Nach Wegfall des Schulgeldes entschied die Leistung und Befähigung des Schülers, ob er einer Klasse mit höherem Ziele und fremdsprachlichen Unterricht angehören konnte.

Für Förderung des Gesundheitszustandes der Schulkinder haben seit 1891 die Lagerspiele auf dem Schießhausplatze, Ferienwanderungen, auch mehrtägige, seit 1899 ein Brausebad in der neuen Schule bestanden, in das die Knaben und später auch die Mädchen geführt wurden, bestanden. Anstelle des Brausebades erhalten die oberen Klassen jetzt Schwimmunterricht. Im Winter wurden und werden die Klassen auf die Eisbahn geführt, wozu erstmalig Kommerzienrat Abler Schlittschuhe gespendet hatte. Seit 1848 wurde Turnunterricht in B. erteilt. 1864 obligatorischer Turnunterricht vom Stadtrat beschlossen. Aber die Eltern sträubten sich trotz Schulstrafen und Anzeigen an die Schulinspektion beharrlich dagegen. Von 400 Kindern fehlten ziemlich regelmäßig 150. Die Eltern glaubten, die Kinder würden verunglücken oder es schädige ihren Körper. Erst allmählich wurde das Vorurteil überwunden. Seit 1892 turnen alle Kinder vom 5. Schuljahre, später vom 3. Schuljahre an. Wie weitgehend wird jetzt die körperliche Ertüchtigung erstrebt, seit der Nationalsozialismus unser Volk führt. Seit 1912 wurde die schulärztliche Ueberwachung durch Herrn Dr. Jacobs und seit 1913 die Schulzahnpflege durch Herrn Zahnarzt Wegel eingeführt. In ortho-

pädischen Turnstunden soll Rückgratverkrümmungen und anderen Haltungsfehlern vorgebeugt oder sie beseitigt werden.

Schulische Neuerungen wurden durch die Anregung der führenden Schulmänner des Schuldirektor Bartsch, und was die letzten Fortschritte betrifft, besonders durch Schuldirektor Paul Schulze geschaffen, der am 7. Oktober dieses Jahres 30 Jahre zum Wohle unserer Schule, zum Segen unserer Stadt auf verschiedenen Gebieten führend mitwirkte. Die Schule fand weitgehendes Verständnis und Opferfinn nicht nur bei den Bürgermeistern und dem Stadtrate, sondern auch bei den Stadtverordneten vor. Mancher pädagogische Fortschritt ist frühzeitig in B. eingeführt worden. Weiblichen Handarbeitsunterricht verlangte das Schulgesetz von 1873, wurde aber schon in früheren Schuljahren begonnen, als das Gesetz forderte. Dazu die Knaben-Fortbildungsschule, die 1875 eingerichtet wurde. Schuldirektor Schulze gab ihr die berufliche Gliederung, den Zeichen- und Turnunterricht. Es sei noch genannt die Mädchen-Fortbildungsschule, zunächst freiwillig, Stenographieunterricht, Chorsingestunde, Haushaltungsunterricht, seit 1904 durch eine Brauer-Stiftung begründet. Die Einführung der 2. Fremdsprache in der 1. Bürgerschule, des Werkunterrichtes für Knaben und die Handbetätigung im Elementarunterricht. Kantor Wagner schrieb damals sein Buch „Spielendes Lernen“, das darüber aufklärte.

Um jede Befähigungsart möglichst weitgehend zu fördern, wurden die Schwachbefähigten in besonderen Klassen mit geringerer Klassenstärke unterrichtet, auch für Sichenbleiber Konfirmandenabschlußklassen geschaffen. Hatte man 1890 neben der Schule einen kleinen Schulgarten errichtet, der Anschauungsmaterial für den naturkundlichen Unterricht bereitstellte, so wurde nach dem Kriege der große Schulgarten an der Hindenburgstraße für Betätigung der Kinder im Sinne der Arbeitsschule geschaffen. Eine Berufsberatung durch die Schule wurde schon vor dem Kriege eingeführt.

Tief hat der Weltkrieg auch in das Schulleben eingegriffen. Wiederum erhöhten sich die Klassenstärken wie in früheren Jahrzehnten, da die Hälfte der Lehrer ihrer militärischen Pflicht genügen, z. T. kehrten sie verwundet zurück oder einzelne fanden den Heldentod. Unter der Führung des Schuldirektors Schulze stellte sich die Schule in den Dienst erhöhter vaterländischer Erziehung. So wurden unter seiner Leitung zumeist in der Turnhalle 32 Kriegsfeststunden abgehalten, an denen neben heimischen Künstlern Lehrer und Schule wesentlich beteiligt waren. Man wollte eine zuverlässige Stimmung der Bevölkerung erhalten, trotz eines mehr als 4jährigen Krieges mit seinem unsagbaren Leid und zu einem vaterländischen, heldischen Erleben des Krieges verhelfen. Eine Jugendwehr suchte die Erziehung der schulentlassenen Jugend unter Schulzens Leitung zu erstreben. In ihr lebte ein Geist ähnlich dem der Hitler-Jugend. Kameradschaft, Opferfinn, Wagemut, Vaterlandsliebe zeigten sich. Von den Schulknaben wurde diese Jugendwehr nachgeahmt. Der wirtschaftlichen Not der Kriegszeit suchte man ähnlich wie heute durch Sammlungen entgegenzutreten. Es wurden unter dem Gebote der Kriegshilfe von Schülfern gesammelt gebrauchte Kleidungsstücke, Metalle, Konservendbüchsen, 11 Kg. Mehlfäbchen, 1/4 Ztr. Kastanien, 8 1/2 Ztr. Steinobstkerne, 227 Pfd. getrocknete Nessel, 30 Ztr. Papier, 119 Tintenflaschen, eine reichhaltige Sammlung von Büchern für das Landwehr-Regiment 133 und für Lazarette, durch die Liebesgabenstelle der Schule gingen fast 5000 Gegenstände und 140 M. bares Geld. Durch die Kriegsstrickstunden unter Frl. Breßch wurden 378 Stück Strickwaren in Wollwert von 552 M. für unsere Krieger hergestellt. An Geldwert wurde durch all diese Kriegshilfe ein Wert von 2400 M. erzeugt. Goldgeld wurde durch die Schule für über 6000 M. umgetauscht. Für 4. und 5. Kriegsanleihe wurden durch Vermittlung der Schule über 10 000 M. gezeichnet. Das stark zusammen-geschmolzene Lehrerkollegium hat, wie auch andere Korporationen, für Kriegshilfszwecke über 4200 M. überwiesen, 1/4 davon für bedürftige Kinder. Das war eine opferfreudige Zeit.

Wie wir es in diesen Erinnerungen aus dem Weltkriege gezeigt haben, so hat die Buchholzer Schule in den 400 Jahren ihres Bestehens unzählig viel Freude und Leid erlebt. Nur an einige wenige Ereignisse sei erinnert. Schulprüfungen fanden früher zweimal jährlich statt, nicht nur zu Ostern, sondern auch zu Michaelis. Sie waren oft ein Schreckgespenst der Schüler. Im 17. Jahrhundert wurde es üblich, die Kinder dabei mit Papier, Brezeln und Rosinen zu beschenken und den Examenstag doch noch in ein freundlicheres Gedenden zu bringen. Auch Gregoriusfeste, eine Art Schulfeste, wurden auf Grund alter Stadt-

rechnungen unterstützt. Da wurden dem Herrn Schulmeister 6 gr. und dem Mädchen-schulmeister 2 gr. verehrt. Dabei führten auch die Buchholzer Schüler auf dem Rathaus und auf dem Tanzboden Theaterstücke auf. Dazu kostete der Fuhr- und Zimmerlohn zum Aufbau des Theaters 18 gr. Knaben und Mädchen hatten ihr Gregoriusfest für sich an zwei aufeinander folgenden Sonntagen zwischen Ostern und Pfingsten, Cantate und Rogate. Später haben diese Gregoriusfeste üble Formen angenommen, so war z. B. das Betteln der Kinder von der Bürgerschaft als Last empfunden worden, genau so wie noch vor kurzem am Fastnachtstage. Nur zu Bekannten zu gehen und von diesen ein freiwilliges Geschenk empfangen zu dürfen, sollte ihnen gestattet sein. 1836 wurde dieses Fest ganz aufgehoben. Pastor Weidauer schreibt in den Schulprotokollen: Viele Mißbräuche, die sich eingeschlichen, ließen dies wünschenswert erscheinen, besonders die Bettelei in den Häusern, der unglaubliche Luxus in Kleidern und Schmuck, der sich bei dem Zuge in die Kirche offenbart hat, das 2-3 Tage hintereinander fortgesetzte Tanzen auf dem Schießhause, zu Folge dessen fast jedes Jahr einige Kinder sich Krankheit, ja sogar den Tod geholt hatten und die ganze, viele Wochen anhaltende Störung und Zerstreuung der Aufmerksamkeit, welche großen Schaden angerichtet hatte. Die Maßregel ward von allen Vernünftigen gutgeheißen und erregte nur bei einem kleinen Teile Murren, namentlich beim weiblichen Geschlechte.

Das 1. Schulfest im heutigen Sinne wurde am 31. August und 1. Sept. 1846 auf dem Schießhausplatz durch Umzug mit Stäben und Fahnen durch Vogel- und Sternschießen und andere Spiele gefeiert. Die Kinder erhielten große Brezeln und wurden durch Marionettenspieler ergötzt. Oft fanden diese Feste in 2- u. 3jährigen Zwischenräumen statt.

In Kriegszeiten und nach siegreich beendetem Kriege steigert sich das Interesse der Bevölkerung und auch der Jugend an militärischen Einrichtungen und ruft Nachahmung hervor. So geschah es auch in Buchholz nach dem ruhmreichen Kriege von 1870 bis 1871. Es gab unter Leitung von zwei Kriegsteilnehmern eine große Schar von Exerzierknaben mit Papphelmen, Holzfinten, Schulranzen, starkem Trommler- und Hornistenzug, die am Sedantag und beim Schulfest soldatische Manöver vorführten. Als einst Kronprinz und Generalse. marschall Albert auf der neu eröffneten Bahn Annaberg-Weipert langsam durch unsere Stadt fuhr, haben ihn die Exerzierknaben im Wettstreit mit den Schützen, die sich auf dem Bahnhof aufgestellt hatten und die militärische Kinderschar nicht neben sich leiden wollten, doch noch begrüßt, indem sie an den letzten Straßenübergang bei der Dorothee sich aufstellten. Für der Exerzierknaben Ovation durch Trommelwirbel und Präsentieren des Gewehres dankte die Königl. Hoheit, aber an den Schützen fuhr sie zu deren Verdruss rasch vorüber. Im August 1885 besuchte Prinz Friedrich August, der spätere Sachsenkönig, durch Kanonendonner begrüßt unsere Stadt. Er überraschte dabei die Alte Schule mit kurzem Besuche, richtete an die Schüler einige Fragen, die schnell beantwortet wurden.

Wiederholt mußte die Schule infolge von ansteckenden Krankheiten geschlossen werden, sei es Diphtherie, Grippe und andere Anlässe. Zwei Beispiele seien herausgegriffen. 1856 blieb glücklicherweise die Jugend von Todesfällen verschont, aber 3 verdiente Schulmänner wurden durch den Typhus dahingerafft; die beiden ersten Lehrer Rektor Grünberg und Konrektor Nestler, der von 1812-56 besonders segensreich als Mädchenlehrer gewirkt hatte. Der wohlverdiente Ortschulinspektor Weidauer verlor noch den Rektor, der nicht recht beliebt war, in der Leichenrede zu rechtfertigen, hielt Osterprüfungen, vertrat wieder einen Lehrer bis zur völligen Erschöpfung, legte sich aufs Krankenbett und wurde ebenfalls ein Opfer der Seuche Ende April 1856. Waren schon zu Beginn des Jahres 1889 über 100 Kinder an Influenza erkrankt, so Anfang Januar 1890 weit über 300 Kinder, dazu 6 Lehrer und 1 Schulhausmann. 2 Lehrer sind damals der Influenza, zu der bei ihnen Lungenentzündung trat, zum Opfer gefallen: Lehrer Dietrich, 35 Jahre alt, und Oberlehrer Freitag im Alter von 62 Jahren.

Jahrzehntelang hat bei uns die Sachsenfahne und die Stadt-fahne von dem Fahnenmast der Alten Schule geweht. Die Kleinstaaterei war damals noch üblich. An Königs Geburtstag wurde einst eine Rede gehalten über die Bedeutung der kleineren Staaten im deutschen Bunde und deutschen Reich. Als einst die Lehrer beim Aufziehen eines Stockwerkes 1864 auf verlängerte Ferien hofften, Hundtagsferien waren damals 14 Tage, da haben sie darum, ins Ausland reisen zu dürfen, weil sie Bayern, Thürin-

gen, Hannover besuchen wollten. Diese deutschen Länder galten als Ausland. Seit 1870 verkündete die Fahne schwarz-weiß-rot die deutschen Siege von Sedan u. a. Als sie wehte, hat B. einen ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung infolge des siegreichen Krieges erlebt und besaß Mittel zur Ausgestaltung seines Schulwesens. Auch die zahlreichen Siege des Weltkrieges hat die Fahne schwarz-weiß-rot verkündet. Als dann die Fahne schwarz-rot-gold an ihre Stelle trat, da verkündete sie eine Zeit des Zwiespaltes, des Klassen- und Bruderkampfes, des Niederganges, der Schmach unseres Volkes, aber dann durften sich durch den Kampf und Sieg Adolf Hitlers und seiner Getreuen die Schulen 1933 schmücken mit der Hakenkreuzfahne, die Jugend mit dem Braunhemd der Hitlerjugend. Die Schule pflanzte den neuen Geist der deutschen Erhebung in die Kinderherzen und die Kinder erlebten mehr als früher deutsches Heldentum und Opferinn, nicht nur durch Wort, sondern durch die Tat, z. B.



(Foto: Erich Melze, Annaberg.)

kräftigen Organisatoren im Schulwesen Bartisch und P. Schulze und einem Robert Wünsche, dem schulfreundlichen u. einflussreichen Stadtvertreter, nicht vergessen werden. Aber noch manchem Rektor, Kantor und Lehrer ist durch pflichttreues, vorbildliches Wirken in und außer der Schule bezeugt worden, das Ansehen der Schule besonders gehoben zu haben.

Möge die Buchholzer Schule wie in 400 Jahren, so auch weiterhin immer wirksamer wertvolle Unterrichts-, Erziehungs- und Bildungsarbeit leisten zum Wohle unserer Jugend, unserer Stadt, unseres Volkes. Möge sie die ererbten Anlagen und Kräfte wecken, üben, stärken, zum Einsatz bereit machen für freudigen, opferbereiten Dienst an Volk und Vaterland, an einem glücklichen, ewigen Deutschland im Sinne unseres Führers Adolf Hitler.

(Als Quellen benutzt: Melzers Chronik und Nachtrag dazu von Dr. Maute, Bartisch, Beiträge zur Geschichte von Buchholz, Schulakten und Berichte.)



(Foto: Erich Melze, Annaberg.)



(Foto: Erich Melze, Annaberg.)

im Winterhilfswerk, an dem sie mitarbeiteten. Hohe ewige Ziele unseres Volkstums wurden der Jugend vor die Seele gestellt und sie vorbereitet zur völkischen Mitarbeit.

Welches waren die fördernden Kräfte, die das Buchholzer Schulwesen vorwärts und aufwärts geführt haben? Da muß man wohl nennen wirtschaftlicher Aufschwung, gute Schulgesetze, z. B. die von 1835 und 1873, Wettbewerb unter den Gemeinden, Liebe zur Jugend und zur Heimat. — Buchholz wollte nicht zurückstehen; aber vor allem sind es führende Persönlichkeiten gewesen, die ja überhaupt die Geschichte machen, so auch den Fortschritt in der Schulgeschichte prägen. Herzlichen Dank ihnen und treues Gedenken den zahlreichen Förderern der Buchholzer Schule, mögen sie in der Stadtverwaltung, bei den vorgelegten Behörden oder im Schulhause selbst führend und lehrend sich befunden haben. Von ihnen darf am Jubiläumstage des alten Schulgebäudes ein Ortschulinspektor Pastor Weidauer als der zielbewußte Verfechter des zweckmäßigen Schulneubaus vor 100 Jahren neben den beiden letzten Schuldirektoren und tat-

Im Anschluß an den ausführlichen Bericht des Herrn Oberlehrer Wiedemann bringen wir einige Aufnahmen aus dem Festzug des Schuljubiläums. „Von der Schule zum Volk“, das war die Parole des Festzuges, der nicht nur mit viel Liebe und Sorgfalt zusammengestellt war, sondern unsagbare Mühe und Arbeit forderte. Lehrer und Schülerschaft, sowie die Eltern waren seit Wochen bemüht, alles bestens für die so glanzvollen Gruppen vorzubereiten und herzurichten, und man sah es auch den Kleinen und Großen an, mit welcher stolzer Freude sie im Zuge marschierten. Man hatte diesmal auf Festwagen verzichtet, sondern bediente sich sehr wirkungsvoller Traggestelle mit wunderschönen Aufbauten.

So erhielt man durch den bunten farbenfrohen Festzug dargestellt, daß die Schule hineingewachsen ist in unser deutsches Volk, daß die Schule ein Teil des völkischen Lebens ist und daß der junge Mensch, ohne es kaum zu merken, im Laufe von 8 Jahren Volkserziehung hineinwächst in die Schicksalsgemeinschaft der deutschen Nation.